

ein altes, schönes Haus zu betreten, dessen Front vom Mondlicht überglänzt war. Wir sahen einige Häuser von edlen Verhältnissen mit glänzend ornamentierten Sandsteinportalen und den für Kairo typischen nagebauten Holzbalkonen der Sarems, die zuweilen noch gutes altes Schmiedwerk zeigen. Solche alten Bauten gibt es freilich nur noch wenig in der Stadt, und wir fragten uns, was geschehen wird, wenn auch diese eines Tages fallen. Dann werden neue, schlechte Häuser im europäischen Stil errichtet, allmählich verschwindet die alte, kulturelle, aus dem Gefühl des Orients erwachsene Bauart völlig, und man wird sie nur noch aus Abbildungen kennen. Das ist ja das Schicksal aller aus der eigenen künstlerischen Befähigung der Völker geborenen Stätten dieser Erde. Wie muß das alte Kairo noch vor hundert Jahren ausgesehen haben! Das 19. Jahrhundert war ein Glück, denn es brachte uns den Dampf, die Maschine, die Technik, die überall, wohin sie gedrungen sind, die sicheren Wände aller kulturellen Fortschritte und Umrüstungen wurden. Die großen Entfernungen wurden abgezogen, das Tempo übersteigert, das ganze Dasein nieltet. Der Mensch begann die Geleise der Natur zu überwinden, und die Natur hat sich furchtbar gerächt, indem sie dem Menschen sein Verderben, seine kulturellen Güter. Das Unheil ging von dem unglückseligen Europa aus, es zerstört allmählich die ganze Welt. Heute sehen die alten Städte am Yang-Tse-Kiang sicher noch unberührt aus, Denkmäler eines aus den tiefsten irdischen Geheimnissen eines großen asiatischen Volkes erwachsenen architektonischen Friedes. In zweihundert Jahren werden sie ausbleichen, als ob sie am Ufer der Elbe oder der Themse lägen, und ihre Bewohner werden nach dem gleichen langweiligen Schema gehandelt sein wie alle Menschen dieses Sterns.

Seitdem man den Dampf in die Maschinen preßt und den elektrischen Funken spielen ließ, jenseit der letzten Geheimnisse der Natur ans Tageslicht gerückt werden, geht es unabweisbar rückwärts auf dieser enttönten Welt. Der Vorgang ist grauenvoll und hoffnungslos.

Das sind Totenfestbetrachtungen, dem Himmel sei es geklagt.

Tigerfang

Von Ludwig Zukowsky-Stellingen,
Wissenschaftl. Leiter an Carl Hagenbedes
Tierpark.

Wenn über dem unendlichen Dschungelmeer Indiens die Sonne sich dem Untergang neigt, wenn das vor ihr flimmernde Gold des Horizontes einen grauen Schein annimmt und violette Farbtönen Platz macht, wenn die Vogelwelt verstummt und das lichtfreundige Geheiß sich zur Ruhe begibt, beginnt der Geisterhauch des nächtlichen Dschungels und Urwaldes. Schöne Hirsche und Antilopen wagen sich zur Tränke, den brennenden Durst des heißen Tages zu löschen. Unruhig äugt das Wild nach allen Seiten, fiebernd bewegen sich die Gehörte, am Klarheit über die Anwesenheit eines Feindes an der Lüge zu erlangen. Das erste kühle Raß rinnt durch die Kehle — da faßt wie ein Pfeil aus düsterem Versteck der Dschungelkönig, der Tiger, gerastet seinem unglücklichen Opfer die Halswirbelsäule, schleppt die Beute abseits in die Dichtung und legt sich zu Tisch. Der klagende Ruf des Käuzchens und der hohle Schrei des Nachtaffen bilden die geisterhafte Musik zum Nachtmahl des Gewaltigen. Das ist der täglich sich im wilden Busch taufendfach wiederholende Kampf ums Dasein. Die Natur verfährt grausam mit ihren Kindern, macht sie doch Raub und Mord durch den Stärkeren zur Notwendigkeit. Noch immer ist der Tiger in Süd-Asien das gefürchtetste Raubtier, da er nicht nur mit großer Beweglichkeit in die Dichtung einbricht, sondern auch dem Menschen zueinhohelt zu Leibe geht. Aus diesen Gründen hat der Herr der Schöpfung der mächtigen Streifenkatze schon vor Jahrtausenden den Krieg erklärt, und Weiße wie Eingeborene wetteifern in der Vernichtung der Riesenkatzen. Während nun der Europäer als Hauptwaffe gegen den Tiger die Büchse benutzt, bedient sich der Eingeborene in Ermangelung besserer Hilfsmittel einer ganzen Anzahl von Jagd- und Fangmethoden.

Alle Fangarten sehen das gewissenhafte Feststellen und Prüfen des Tigerwuchses mit Notwendigkeit voraus. Bei der gebräuchlichsten, fast in ganz Indien verbreiteten Methode muß an Ort und Stelle des Fangplatzes eine Ra-

stallung zusammengebrochen oder aber unter großen Mühen in fertigem Zustand durch Dschungel und Urwald nach dort transportiert werden. Die Fallen stellen einen schmalen, kastenartigen Holzbau dar, in dem die Rahe bequem Platz finden kann. Die Aufstellung erfolgt an einer von Bäumen oder Buschwerk gegen Sicht geschützten Stelle des Tigerwuchses, damit das selbstsame Bauwerk nicht allzu sehr auffällt. Schließlich wird die an der Vorderseite der Kiste eingelassene schwere Falltür hochgezogen, an deren Oberkante ein Tau befestigt und durch den hinteren oberen Teil der Kiste in die hinein geleitet, nachdem die Tür mit einem zweckentsprechenden Verschluß versehen ist. Im Innern der Kiste wird an das Tauende ein lebender Köder in Gestalt einer jungen Ziege gebunden. Springt nun der Tiger mit einem gewaltigen Satz auf die unaufhörlich laut gebende Ziege, so wird das Tau stark erschüttert, der Verschluß löst sich, und die Tür schlägt hinter dem Räuber blitzschnell zu. Diese Fangart wird auch von Carl Hagenbedes Tierfängerin in Süd-Asien und Afrika mit gutem Erfolge angewandt und verbürgt das Erlangen einer sehr wertvollen Beute.

Besonders in Hinterindien und auf den Sunda-Inseln ist bei den Eingeborenen der Fang in Schlingen üblich. Ein neben dem Wechsel stehender biegsamer, kräftiger Jungbaum wird mit der Spitze auf den Boden gezogen, nachdem an dem frei hängenden Ende eine Tau befestigt und zu einer Schlinge geformt wurde. Diese Schlinge wird auf den Wechsel gelegt, gut mit Raub und Zweigen verkleidet und der abwärtsgezogene elastische Stamm durch einen fummigen Verschluß leicht verankert. Tritt nun ein Tiger abnungslos auf die Verblendung, so löst sich der Verschluß, der Stamm schnellt empor, die Schlinge schießt blitzschnell gewöhnlich über einen Vorderfuß und zieht sich automatisch zu, so daß der Räuber nun an einem Vorderbein hängend verzweifelte Befreiungsversuche macht. Durch diese Art des Fanges gelangt in den Besitz der Eingeborenen natürlich oftmals auch anderes Wild, dem der Tiger auf den Wechsel folgt.

Sehr gebräuchlich ist das Anlegen von Fallgruben, nämlich großen, auf den Wildwegen ausgehobenen Erdhöhlen, über welchen die Eingeborenen mit bemerksamer Schnelligkeit und Geschicklichkeit eine enge Längs- und Quertage seiner Bambusstüben decken. Zur Vollendung des Werks gehört eine über die Bambusstangen aufgeschüttete trügerische Schicht von kleinen Zweigen und Laub. Da sich die Wechsel des Tigers eng an die des Wildes anschmiegen, hat der Jäger niemals eine Gewähr für die Art des von ihm zu fangenden Wildes, und er weiß nie, ob ihm aus der angenommenen Grube der schmetternde Jorntus des Elefanten, das Wufschens des Tigers oder das unwillige Gebrüll des Wildrindes entgegen hallen wird.

Außerdem gibt es eine Anzahl Fangarten durch Schlagfallen, von denen die in Nord-Siam angewandten Messerfallen durch ihren eigenartigen Bau besondere Aufmerksamkeit verdienen. Nach dem Zusammenschlagen eines etwa drei Quadratmeter messenden flachen Gerüsts aus Baumstämmen werden an den einzelnen Stämmen spitze zugezeichnete und haarig gefüllte armlange Bambusstäbe befestigt, worauf das ganze Gebilde in den Eindruck einer riesigen Fellege macht. Soll diese Falle für den Gebrauch aufgestellt werden, so klappen die Eingeborenen das eine Ende über dem ausgemachten Wechsel hoch, stützen das zentnerschwere Bauwerk durch einen leichten Stab, von dem ein feines Tau in eine kleine Grube auf des Tigers Wechsel geleitet wird. Tritt nun ein niedrig gebautes Stück Wild, etwa ein Tiger, ein Leopard oder ein Wildschwein auf die verbindende Schnur, so wird der nur an einer winzigen Stelle gestützte Stab weggerissen, und im Augenblick liegt die Falle über dem Wechsel. Weist durchschneidet die nadelförmigen und haarigen Bambusstäbe an mehreren Stellen sofort den Körper des Opfers, dessen Tod erklärlicherweise auf der Stelle eintritt. Auch die europäischen Tellereisen werden beim Tigerfang vielfach angewandt, doch haben sie den Nachteil, daß beim Zuschlagen der von einer sehr starken Feder gehaltenen Bügel gewöhnlich das getroffene Bein zertrümmert wird. Soweit der Fang ausschließlich die Festigung des Tigers bezweckt, ist diese Fangart wohl empfehlenswert; für den Tierfänger kommt sie nicht in Frage.

So geht auch der Eingeborene dem wegen seiner Mordlust und Raubgier so verhassten

und gefährlichen Tiger erfolgreich zu Leibe, und die Bestände der mächtigen Streifenkatze haben sich bereits stark gehoben. Während aber einzelne Teile Vorderindiens von Tigern bereits völlig entleert sind, haufen unsere Raubritter auf den Sunda-Inseln und auch in den unzugänglichen Dschungelgebieten Hinterindiens noch in einer ziemlich großen Anzahl. Obwohl diesem prächtigen Dschungeltier mit Recht Raub und Mord zur Last gelegt wird, wäre seine völlige Ausrottung ein unverantwortlicher Frevel an der Natur und die Zerstörung einer Freistadt in Form besonderer Schutzreservate, aus denen die Tiergärten ihre Bestände ergänzen könnten, außerordentlich zu begründen.

Am Ausguck

Am Allerheiligenabend, der in Frankreich der allgemeine Totenfesttag ist, pflegt in einigen Törfern der Bretagne am Witternacht der Glöckner mit einer Handglocke durch die Gassen zu laufen, um zu melden, daß die Toten auferstehen. Unterdessen sitzen die Familien vollständig um einen gedeckten Tisch herum, um gewissermaßen an der gedeckten Tafel auf die Ankunft ihrer verstorbenen Angehörigen zu warten. Diese letzte Sitte besteht auch in der Normandie, und zwar findet sich dort stets ein Birnenkuchen auf dem Tisch. Auch in der Auvergne sieht man sich am Witternacht in der Nacht zu erinnern. In der baskischen Küste nahe den Pyrenäen, herrscht die Sitte, in den Friedhöfen zu pilgern, während im leeren Teller eine Harzackel brennt.

Amerikanische Städte gestern und morgen. Von Amelias rasendem Tempo auch in seinem Städtebau berichtet ein interessanter Aufsatz im neuen bildschönen Fest der „Koralle“. Zeitschrift von gestern sind heute Millionenstädte mit Ausmaßen und Organisationen, von denen wir uns kaum eine Vorstellung machen können. An der Spitze der „schnellsten“ Städte steht Los Angeles, dem über Nacht die Filmstadt Hollywood mit seinen Gebäuden und Tiefen von Kulis hinweggewachsen ist. Trotz dem spielt das riesige Hollywood in der Stadt der „Engelskönigin“ (La Puebla de la Reina de Los Angeles) nur eine untergeordnete Rolle. Während dieser Willenort nur die Frauenschönheit der Welt aufweist, stapelt sich in dem eigentlichen Los Angeles das Ob- und Wel aus dem unerhöchlichen Kalifornien, fordert immer neue Arbeiterheere, neue, größere Speicher, größere Höfen, um die Welt mit seinem Reichtum zu beschicken. Während so die großen Städte immer mehr wachsen, vernehmen die kleinen, wegen Mangels an Rentabilität aufgegeben und verlassen. So sind, nach dem interessantesten Bericht der „Koralle“, Calico und Bullfrog, um 1900 noch blühende Städte, heute trostlose Ruinen, von den Städten der Zukunft entfernt und entvölkert.

Berlin im Licht. Ein prachtvoll illustrierter Aufsatz in Nr. 187 der bekannten von Siegfried Salter herausgegebenen Zeitschrift „Europa auf Reisen“ gibt eine Einführung in die Idee dieser ebenso künstlerisch wie propagandistisch wertvollen Veranstaltung. — Das Titelblatt zeigt eine Aufnahme eines jener zauberhaft schönen Waldseen, die sich bei Mondlicht in den Schauplatz eines lieblichen Märchens zu verwandeln scheinen. „Die Bedeutung des Reises für das Ernährungsproblem“ schildert Entwurf und Gewinnung dieses wichtigen Volksnahrungsmittels. — Ein Artikel „Die Predigtstube in Bad Reichenhau“ schildert eine Fahrt auf ein zerklüftetes Hochplateau, von wo aus ein wunderbarer alpiner Höhenblick zu genießen ist. — Lieber „Die Deutsche Kolonialschule in Wittenberg“ werden interessante Einzelheiten mitgeteilt. — Die Beilage „Die Schau“ geht in einem feinfühnen Aufsatz „Schöne Reklame“ auf brennende Tagesfragen ein. Auch der „Größten Kalligraphie-Anlässe der Welt“ ist ein Artikel gewidmet. — Die Nummer ist mit 78 Bildern geschmückt und auch einzeln für 50 Pfennige durch den Verlag Europa auf Reisen, Berlin W. 50, Passauer Straße 3, zu beziehen.

Verantwortlich: S. Semmelmann, Altna. Druck und Verlag: P. A. Sang, Altna.



Beilage zum Altnaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 47

Donnerstag, 22. November

1928

Totentanz

Von Dr. August Diehl-Würzburg.

Seit dem Weltkrieg haben wir wiederholt die Auferstehung des alten Totentanzmottos erlebt. Wie in früheren Zeiten, hat es insbesondere Dramatiker, Tänzer und bildende Künstler zu Schöpfungen angeregt. Es liegt ein seltsamer Trieb in der Menschenseele, die höchste Offenbarung blühender Lebendigkeit, den Tanz vom Tode ausgeht zu sehen. Ob aus abergläubischer oder aus schöngestirter Einstellung geborn, ob bildlich oder mimisch dargestellt, gleichviel: Es ist der Reiz des romantischen Grauens, der diesen Stoff so anziehend macht. Kein Zufall, daß er im Dämmerlicht unserer Tage aufgefressen wird. Ihm liegt eine tiefe Weisheit zu Grunde. Die tiefste vielleicht. Er bringt sozusagen die Problematik des kosmischen Kreislaufes, Werden und Vergehen, auf eine symbolisch-anschauliche Formel.

Vornehmlich sind es bildliche Darstellungen des 15. Jahrhunderts, die uns die mittelalterliche Idee des Totentanzes überliefern. In Deutschland, Frankreich, der Schweiz und den Niederlanden zeigen uns Skulpturen, Gemälde, Schnitzereien, Tische und Drucke den Tod als menschliches Skelett, oft mit Senle und Stundenglas ausgerüstet, wie er die Vertreter der unterschiedlichen Lebensalter, Geschlechter und Stände zum letzten, ewig gleichen Reigen holt, mit dem Opfer tanzen dahin zieht oder die sich Sträuben den hinweg schleift. Da sehen wir den König, den Edelmann, den Bauern und den Soldaten; die Dame und die Bauernfrau, den Bettler und die Dirne; Mann, Weib und Kind, Jungling und Jungfrau, von des Todes grinsendem Wächeln begrüßt, in seiner klappernden Umarmung vom süßen Leben scheiden und tanzen.

Geschildert kennen wir den Ursprung des Totentanzes nicht. Er geht vermutlich auf die Bestrafung zurück, die um die Mitte des 14. Jahrhunderts Europa verheert, besonders auch Deutschland entvölkert haben. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der bildnerische Darstellung des Mottos die mimische oder die dramatische, begleitet von Gesang, vorausgegangen ist. Texte aller Lieder weisen darauf hin. Man darf annehmen, daß es schon im 14. Jahrhundert Mysterienspiele dieser Art gegeben hat, vielleicht auch profane Aufführungen, die von der Kirche und den Behörden verboten wurden, als der Mangel an sittlichem Ernst die Entartung der Spiele herbeiführte. Denn ursprünglich enthielt das Spiel gewiß dem Boden kultueller Feiertätigkeit. Deutlich zeigt uns das die Sage über den Totentanz in Frankreich vom Jahre 1424. Damals, als das Land von den siegreichen Engländern besetzt war, kam mit dem Feinde ein sonderbarer Mann aus dem Norden nach Paris, namens Macaber. Er haufte in der Ruine eines vorzeitlichen Turmes bei einer Kapelle inmitten einer alten Begräbnisstätte. Er war bleich und dürr wie der Tod selbst. Das Volk verehrte ihn und schrie ihm übernatürliche Fähigkeiten zu. Dieser Sonderling veranstaltete auf dem Gottesacker eigentümliche Aufführungen. In der Maske des Todes führte er mit den erschauern Besuchern über den Gräbern einen ekstatischen Reigen auf. Der Zufall war gewaltig. Die Kirchen leerten sich. Scharenweise zogen die Pariser hinaus, den Reiz dieses Tanzes oder wenigstens seines Anblickes voll auszukosten. Lieber ein Jahr bauernten die grotesken Feiern, und sie flammten im Jahre 1429, dem Ruhmesjahre der Jungfrau von Orléans, noch einmal auf. Dann verschwand mit anderen Erscheinungen der Zeit auch dieser spukhafte Zeremonie spurlos. Es blieb nur das Wort, und es gab bekanntlich den musikalischen

Interpretationen des Totentanzmottos in Frankreich seither den Namen: Danse macabre. In der Folge verblüht das ursprünglich mystische Wesen der Totentanzspiele. Es entstanden scherzhaft-parodistische volkstümliche Gesellschaftsspiele, wobei die Deutung allmählich verblasste, zumtümliche Straßenbelustigungen, denen sie schließlich ganz abhanden kam. Fortgesetzt wurden in den Kinderspielen vom „Schwarzen Mann“ und „Schwarzen Peter“ letzte Reste derartiger abgerundelter Totentanzspiele erhalten. Dort, wo die Deutung sich erhalten hat, zeigen uns die Urkunden höchst frivole Unterhaltungsspiele. Sie haben sich bis ins 17. Jahrhundert gehalten. Solch ein „Totentanz“ wurde in Ungarn, Schießen und in der Mark auf Hochzeiten getanzt: Ein Herr oder eine Dame wird als Tanzleiche ausgelost. Diese Person verbleibt in der Mitte des Kreises und wird von den Paaren in fröhlichen Rhythmen umtanz. Die Musik bricht ab, die ausgeloste Tanzleiche stürzt zu Boden und rührt sich nicht. Nun hebt der Klagegesang der sie umschreitenden Tanzteilnehmer an. Dabei wird sie, ist es ein Herr, von jeder Dame, ist es eine Dame, von jedem Herrn geküßt. Nach dem letzten Kuß fällt rauchend die Musik ein. Die Tanzleiche springt auf, zurück ins fröhliche Leben, und ein flotter Rundtanz aller schließt die Szene. (Lebend, Geschichtskunde, 1830). Eine Variante schildert der Dachsche Simplicissimus vom Jahre 1688. Nach ihm bestand der Scherz darin, daß die Tanzleiche es verlor, die Regungslosigkeit und Starre des Todes beizubehalten, während die Teilnehmer des Tanzes allerlei Kurzwort mit ihr trieben. Sie legten ihr kreuzweise die Hände auf die Brust, banden ihr die Füße um den Körper auf den Bauch, richteten ihn schließlich mit Mühe auf und tanzten mit dem scheinbar Leblosen die Runde. Empört fügt der Chronist hinzu: „Bin aber berichtet worden, daß einmal Gott einen solchen Spieler bestraft und daß der, so der Tod sein sollte, nachher gestorben und tot liegen blieb.“ Es ist nicht der einzige Fall, den die Kulturgeschichte über diesen Ausgang des Gesellschaftsspiels bezeugt. Und in der Tat: Was man das nun Gottes Strafe nennen, es für ein metaphysisches Phänomen halten oder schließlich als Zufall bezeichnen, gleichviel, die Folgerichtigkeit der Erscheinung berührt eigentümlich glaubhaft. Das bedäufte Mysterium beweist ursprünglich in der Parodie seine Wahrsamkeit. Wer seines Lebens spottet, gibt es auf, und vom Gedanken zum Ereignis ist oft nur ein Schritt.

Dichtergräber auf Stuttgarter Friedhöfen

Von Rudolf Ableiter-Stuttgart.

Mehr als in anderen Jahreszeiten pflegen im Herbst die Friedhöfe besucht zu werden. Wenn sich das Laub von den Bäumen löst und das große Sterben durch die Natur geht, halten die Menschen Einkehr in ihr Selbst und zwiesprache mit denen, die das große Rätsel unseres Erdenwallens bereits haben lösen können. So ging ich denn in diesen prachtvollen Herbsttagen auch wieder einmal durch die Stuttgarter Friedhöfe, und da kam es mir erneut zum Bewußtsein, wie viele einstmals so berühmte und viel genannte Schläfer doch diese stillen Winkel bergen. Erneut ward es mir auch klar, daß man recht hat, wenn man die Schwaben das Volk der Dichter und Denker nennt. Den ersten nun möge dieser schlichte Erinnerungsgang zu ihren Gräbern auf den Stuttgarter Friedhöfen gelten.

Machen wir den Anfang auf Groß-Stuttgarts ältestem Friedhof, dem Uffkirchhof in Cannstatt. Im Jahr 1506 wurde dort der erste Tote in die Erde versenkt, und über vierhundert Jahre sind also seitdem über seine Grabkreuze dahin geraucht. Im März 1876 war es, als das literarische Stuttgart nicht weit vom Kirchlein an der Mauer des Uffkirchhofs ein offenes Grab umstand, in das man soeben versenkt hatte, was an dem Dichter Ferdinand Freiligrath sterblich war. Aus England als Adjunkt nach Cannstatt zurückkehrend erhielt er, der durch einen bösen Schicksalschlag um Hab und Gut gekommen war, durch eine Nationalspende von 60 000 Taler ein behagliches Heim erst in Stuttgart, dann im nahen Cannstatt. Dort wohnte er unmitttelbar am Neckar in einem Hause mit prächtvollem Blick auf das alte Stadtbild. Am 18. März 1876 schloß der Dichter des „Sonnens“ in seinem Heime, dessen Außenseite eine Gedenktafel ziert, die Augen zum letzten Schluß.

In Stuttgart selbst liegt der alte, nun ganz vom Leben der Großstadt umrandete Hoppenlauffriedhof. Im November vorigen Jahres war es, da umstanden in einer regenfeuchten Novembernacht etwa hundert schwarz gekleidete Männer ein schlichtes, ephemerumponenes Grab, dessen Stein mit der Urna geschmückt ist und auf dessen frische Vorbeerkranze die Regentropfen nieder klatschten. Nur einige wenige Pechfächer leuchteten zu der Gedenkfeier, die der Stuttgarter Niederhans hier seinem einstigen Vorstand, Wilhelm Hauff, anlässlich seines hundertsten Todestages veranstaltete. Der Monat November spielte ja im Leben Wilhelm Hauffs, jenem „jungen, frischen, farbenhellen“, eine große Rolle. „Dem reichen Frühling, dem kein Herbst gegeben“, sagte jener 18. November 1827 frühzeitig ein Ende, wenige Tage, nachdem Hauff an der Seite seiner jungen Frau seinen 25. Geburtstag hatte feiern können. Das schlichte Grab, unmitttelbar rechts des durch den Friedhof führenden Verkehrsweges gelegen, bedeutet für die vielen Freunde Hauffs immer noch einen Ort stiller Andacht und traulichen Verweilens.

Noch ein Dichter ruht auf dem Hoppenlauffriedhof, in unmittelbarer Nähe Wilhelm Hauffs: Gustav Schwab, der bedeutende Romanzen- und Liebedichter aus der sogenannten „Schwabischen Dichterschule“, der ebenfalls im Monat November (1850) hier zur Ruhe gebettet ward und dem zu Ehren auch eine Straße in Stuttgart genannt ist. Noch viele Träger klangvoller Namen hat der alte Friedhof aufgenommen: Reuchlin, den Historiker; Karl Wolf, den Freund Mörikes; Karl August Leberecht, den heiteren Gesellschaftler; Heinrich Wagner, den Dialektdichter, und andere.

Im südlichen Teile Stuttgarts, wo einstmal die Weinberge angestiegen begannen und in grünen Gärten die Amseln jaoen, liegt noch ein alter, kaum mehr benutzter Friedhof, der Angelsbachfriedhof, den ein Denkmal für die Gefallenen des Krieges 1870/71 schmückt. In seinem Frieden wohnen zwei in Schwaben und darüber hinaus einflussreiche Dichter: Eduard Paulus, der Humor und Ernst so fein zu vereinen wußte und bis an sein Ende ein heimatgetreuer Sänger blieb, obwohl es ihm die Liebe zum schönen Italien angetan hatte. Nicht weit von seinem Grabe liegt das pietätvolle Lieberdichters Albert Knapp.

Noch bedeutendere Dichternamen allerdings stehen an den Grabsteinen des neuen Stuttgarter Friedhofes, des vor elf Jahren die sterblichen Reste des Grafen Reppelins aufgenom-

men hat. Das rouchige Krematorium ist schon von weither sichtbar. Raum ein halb Jahrhundert alt, dient der Friedhof über 100 000 Toten als letzte Ruhestätte. Auch Freiligrath, mit dem wir unseren Rundgang begannen, schritt mit ihm ein als Leichnam hinter einem Sarge; als er Eduard Mörike das letzte Geleit gab dem heiteren, lebensfrohen Dichterphilosophen dessen Leben so beschaulich und doch auch wieder so entsetzungs- und kampfreich verlief. Seit 1877 liegt Mörikes Grab ein von Eisenhand entworfenes Denkmal, und es ist noch kaum ein Zufall, daß ein Mörike in einem Grab mit dem Grabmal des Dichters wie Cäsar Fleisch, ihm auch im Tode nahe, einige Gräber weiter bestattet ward. Dann stehen wir vor dem Grab Karl Gerochs, des Dichters der Palmblätter und des „Knaben Tischgebets“; in seiner Nähe schlummert der bekannte christliche Jugenddichter Gottlieb Weitzbrecht. Aus Groß-Süßen stammte Johann Georg Fischer; ihm sang einstmals sein Freund, der Hofkapellmeister Fedor Ede, das Hochzeitslied. Derselbe Löwe aber machte auch Johann Georg Fischer und alle Dichter, deren Ruhestätten wir heute besuchten, mit den Worten beruhigt:

Denn ein besondres Menschenkind ist immerdar, bleibt allezeit, wer von der Muse Ruh gewiebt, dem ihre Kunst den Fluch verlieh ins goldene Reich der Phantasie.

Wenn der Tod kommt...

Sau und trübsamerisch war die Johannismacht. Sufala, dufteladend... lang der Südwind, Sufala, dufteladend... und schlummerte ein. Da stiegen die Glühwürmchen wie Sternschnuppen ins Gras und löschten ihre Laternen aus. Reiser murmelte die Wellen im Bach und schliefen gar heimlich durch die alte Sägemühle. Still standen die Räder, und dunkel war es in der Kammer der Marie.

Nur Marianna, die in dem Ruße stand, eine Seherin zu sein, weil sie an einem Sonntag gebeten war, konnte keine Ruhe finden. Es trieb sie hinaus in die Johannismacht. Zur Totenbrücke führte ihr Weg. Dort stand sie mit aufgestemtem Haar am Geländer und wartete auf die Mitternachtsstunde. Grau und düster war der Himmel. Weiß und schemenhaft schimmerten die Graberkreuze jenseits der Brücke.

Da schrie die Eule dreimal laut und gellend. Zwölf Glockenschläge hallten durch die Nacht. Despenterstark kam die Dorfstraße herauf. Gestalten in weiße Tücher gehüllt, wanderten über die Brücke und strebten dem Friedhofstore zu. Marianna sah die letzte Schar. Sie kannte sie alle, auch die Marie aus der Sägemühle, die sich gleich den anderen ein Mädchen zwischen den Grabkreuzen suchte. Unter einer Trauerweide schien sie den rechten Ort ihrer zukünftigen Ruhe gefunden zu haben. In den Zweigen des Baumes schluckte eine Ratte. Dort wollte die Marie schlafen, dort, wo der Vogel der Liebe das Lied der ungestillten Sehnsucht klagend singt; denn ein goldener Reif blüht an ihrer linken Hand.

Da schlug die Turmuhr eins, und der Spuk der Johannismacht war verschwunden. Marianna schloß sich ein Tuch um die Schultern und ging die Dorfstraße hinunter. Sie hatte die lebenden Toten des kommenden Jahres gesehen.

Seit jener Nacht ging es in der Mühle, im Moorbaudhof, in der Schmiede, im Dorfkrug, überall da, wo ein Mitglied des Hauses in der Johannismacht über die Totenbrücke als Geist gewandert war, nicht mehr gebeuer zu. Hier warf der Maultwurf einen grabähnlichen Hügel auf der Wiege auf, dort wurde ein Brot unangeführt wieder vom Tisch getragen, bei der Suberbäuerin klapperte unangerührt das Küchengeschirr im Schrank, und der Schulmeister träumte eines Nachts, daß ihm jemand Erde auf den Kopf werfe. Der Tod schickte in jedes gezeichnete Haus seine Vorboten. Allmählich war es Herbst geworden. Das Laub an den Bäumen wurde bunt und die Sonne erwachte träger am Morgen, um traumhaft in den Tag hineinzuwachen.

Schon lange Zeit lag die Marie auf dem Krankenbette, und eines Tages blieb die Uhr des Möllers in der achten Abendstunde stehen. Da sah Marianna ein Licht aus dem Eckstein der Mühle brennen. Sie wußte, was geschehen war; denn das Feulen der Stube in der vergangenen Nacht hatte gar zu scharf geklungen. Jetzt öffnete die Möllersin das Fenster der Marie, und des Mädchens weiße Seele flog hinaus. Noch lange blieb die Frau in der Sterbekammer. Sie drückte der toten Braut die Augen zu und versangte den Spiegel nach alter

Sitte, damit niemand hineinfahe; denn die Marie wurde ihn sonst nachholen. Die Möllersin hielt auch die kleine Bekuhr auf dem Tische an. Dann kam die Totenfrau, wusch die Marie, hämmte ihr Haar und zog ihr das Hemd an das ursprünglich zur Hochzeit bestimmt war. Nachdem sie ihre Arbeit beendet hatte, stellte sie das Leichenwasser in eine Ede und gebot der Möllersin, es erst nach der Beerdigung aus dem Fenster zu gießen, weil dann die Feinde des Hauses, die durch solches Wasser schreiten verheert würden. In derselben Nacht wanderte die Leichenwäscherin zum Nachbardorf und überbrachte den Verwandten und Bekannten der Marie die Trauerkunde.

Am nächsten Tage läuteten die Scheideglocken. Jeder Bewohner hütete sich, während dieser Zeit zu essen; er hätte sonst den Frühling nicht wieder gesehen. Der Brautgarn und die Mutter der Toten saßen in der Mühle und trennten die Namen aus der Wäsche der Hinterlassenschaft. Es war eine schwere, traurige Arbeit, die sie verrichteten; denn sie durften nicht weinen, weil die Tränen der Entschlafenen die Ruhe geräuch hätten.

Der Vater der Marie ging zum Standesamt das der Gemeindevorsteher zugleich verwaltete erledigte die mit einem Todesfall verbundenen Formalitäten. Statte dem Pfarrer einen Besuch ab und ließ die Gäste zum Besuch laden, wobei er es jedoch ängstlich vermied, einen Wiedergesessenen aufzufordern zu lassen, weil dieser sonst als nächster sterben würde. Wo die Aufforderung zur Totenfolge erging, banden die Mädchen Totenkronen und -kränze, die sie der Freundin mit auf den letzten Weg geben wollten.

Noch zweimal war die Sonne untergegangen. Am dritten Tage wurde der weiße Sarg der Marie aus der Mühle getragen; der Möllersknecht nahm den Sarg und legte ihn hinter die Leiche aus, um dadurch die Raupen- und Schneckenplage zu verhüten. Da stimmten die Totenfänger, vom Kantor geleitet, ihre Trauerweisen an, und langsam gingen zum Friedhof bei der Dorfkirche. Dort unter der Trauerweide zwischen den Grabkreuzen, in der in der Johannismacht die Nachtigall gesungen, wurde der Sarg in die Gruft gefenkt und, nachdem der Pfarrer den Segen gesprochen hatte, warf jeder drei Hände voll Erde in das Grab, die letzte Opfergabe. Der Waldbauer steckte die Erde vor dem frühen Grab in die Tasche, um sie auf seinen Acker zu streuen; denn er glaubte, daß dadurch die Vögel von der Saat abgehalten würden.

Als die geladenen Gäste vom Kirchhof in die Mühle zurückkehrten, war der Leichenwäscher bereits hergerichtet. Die Kinder, die am Grabesungen hatten, erhielten Kuchen und ein Glaschen Brombeereis; dann durften sie nach Hause gehen. In der guten Stube des Möllers aber wurde gekostet und getrunken, gerade so, als ob eine Hochzeit gefeiert würde. Die tote Marie war bald vergessen. Der Herbststurm umheulte die alte Mühle.

Erhaltene Gräber aus dem Altertum

Eine November-Studie von J. L. Dunbar v. Kaldereuth.

Der Graberkult ist so alt wie die Menschheitsgeschichte selbst. Der Abenddienst füllt die primitiven Religionen aus, eine Art Dämonenverehrung, der Furcht und Hoffen zu Grunde liegen. Man hat Gräber gefunden, die über 50 000 Jahre alt, auf eine gewisse Pietät gegenüber den Toten schließen lassen, so die Neanderthalgräber bei Düsseldorf. Die Sorge, die man auf Gräber verwandte, ist bis heute fast allen Völkern geblieben und nimmt gleichzeitig einen großen Bezirk in der menschlichen Kulturgeschichte ein. Wie auf der „Königin der Straßen“, der Via Appia, ein Grabmal dem anderen folgte, ein memento mori für den Verkehr der Römer, der an ihnen vorüberzog, so stehen an der Straße, welche die menschliche Kulturentwicklung genommen hat, angefangen von den Pyramiden, Grabdenkmäler, die immer wieder eine neue Gegenwart der Vergangenheit geklagt hat.

Bis vor einem Jahre noch wurde bei Schidda in Arabien das Grab „der Urmutter der Menschheit“ gezeigt. Alljährlich bezeugten die Mekkapilger hier der Eva ihre Verehrung. Die Wahabiten, eine Sekte des Islams, aller sinnbildlichen Verehrung abgeneigt, haben dieses älteste Grabdenkmal, wenn es auch nur ein mythisches war, der Erde eingeebnet. Dagegen besteht noch bei Damaskus „Abels Grab“, sein Name bedeutet „Einfalligkeit“, jene bedeutungsame Stätte, an der die Menschheit die erste

fortzeugende Blutschuld durch Rains Brudermord auf sich geladen, und die ihr Gegenstück auf Golgatha gefunden hat. Diese beiden Stätten erinnern die denkende Menschheit an die tiefsten Mysterien der Weltordnung. — In Hebron, südlich von Jerusalem, unter einer Thierabente, die nach der Ueberlieferung seit der Erschaffung der Welt dort gestanden hat, liegen die Gräber der Patriarchenmutter Sara und der Erzväter Isaak und Jakob. Auf dem Berge Hor wird noch das Grab Marons, der die Juden ins Heilige Land führte, gezeigt, in Bethlehem das der Rachel, die bei Benjamins Geburt starb, und in Bethanien das wohlhabende Grab des „armen Lazarus“. — Mythische Gräber, die uns in die Welt der Griechen und Römer führen, sind die Ruhestätte Somers auf der Insel Josa, südlich von Karos, und das des Achilleus, dessen Grabhügel sich heute noch bei Trojas Ruinen wölbt, wie damals, als ihn Alexander der Große besuchte. Unter dem „Schwarzen Stein“ auf dem Forum Roms ruht der Ueberlieferung nach der Gründer der Epirogen Stadt: Romulus. — In die geschichtliche Zeit führt uns das Grab des Themistokles, wohlhabend am Hafen des Piräus, das des Philosophen Empedokles im nahen Megara, auf dem Marktplatz von Orkomeos das Grab des alten Dichters Hesiod, der in Naupaktos gestorben, etwa 480 v. Chr. in seine Vaterstadt überführt wurde. Der größte Arzt des Altertums, Hippokrates, ist in Larissa in Thessalien beigesetzt worden, man hat seine Grabstätte wieder gefunden. Nicht weit von Olympia, an der Straße nach Skyllas, liegt Xenophon begraben; Er besaß hier ein Landhaus, in dem er seine berühmten Werke, die Cyropädie und Anabasis, niederschrieb. Ein Stein bezeichnet noch die Stelle, wo Epaminondas (362 v. Chr.) den Feldherrn bei Mantinada starb, und ein Soros, Grabhügel, wie bei Marathon, wölbt sich noch heute bei Chärenea über der „Heiligen Schar“, die 338 v. Chr. für die Freiheit Griechenlands gegen Mazedonien fiel. Im Jahre 1902 fand man hier noch zwei wohlhabende Kriegergräber. Beim neuen Marmorstadion in Athen, in dem 1886 die ersten Olympischen Spiele der Neuzeit gefeiert wurden, liegt Herodes Atticus begraben, der einst an gleicher Stelle ein Stadion erbaut hatte. Auf dem Hügel Marajon ist noch das Grab eines halbmythischen Dichters Mufanos zu sehen, dessen Gedichte schon 550 v. Chr. von Pindaros, wie die des Homer, gesammelt und in der Nachwelt erhalten wurden. Nördlich von Athen steht man, wo Platon, der königliche Denker, im Schatten der Platanen seines Akademiegartens bestattet liegen soll. — Nicht weit von Brussa in Kleinasien rauchten noch heute hohe Zypressen im Kreise um einen Grabhügel und verkündeten, daß hier, fern von der über alles geliebten Heimat, einer der größten Feldherren des Altertums, Hannibal, von seinen Taten ausruht. Das Familiengrab seines größten Gegners Scipio aber liegt in Rom und wurde von Mussolini durch eine Marmorinschrift neu geehrt.

Ueber dem Portal des Palazzo della Ragione sollen die Ueberreste des Titus Volus eingemauert liegen, so behaupten die Paduaner, seine treuen Landsleute. Als Virgil 19 v. Chr. in Brindisi starb, wurde seine Leiche nach Neapel gebracht, um im Parke seiner Villa am Posilip, d. h. Sossolici, beigesetzt zu werden. Die heutige Inschrift vom Jahre 1554 lautet, ins Deutsche übertragen: „Wessen Asche ruht hier? Wessen Spuren bedeckt dieser Hügel? Jenes Dichters, der einst besang Italiens Gefilde und Herrlichkeit.“ Als Cicero dem Blutbade in Rom zu entrinnen versuchte, und, bis Caeta gekommen, aus der Sänfte sah, hieben ihm die Verfolger den Kopf ab und stellten ihn auf die Brüstung der Rednerbühne am Forum. Seinen Leib begrub man in aller Eile an Ort und Stelle, und der Torre d'Orlando wurde das Wahrzeichen seines Grabes. In einem anderen Turm wurde, als Kaiser Aurelian die noch heute stehende Mauer Roms erbaute (270 n. Chr.), das Grab des anderen großen römischen Redners Sortensius einbezogen, es liegt also heute unter dem rechten Torturm der Porta Pia. Die überlebensgroßen Marmorstatuen dieser beiden Redner flankieren den Eingang zum römischen Justizpalast.

Toten Sonntag in Toledo

Von Dr. Ludwig Halla-Wien.

Von der Sonne spanischen Spätherbstes milde bestrahlt, thront Toledo, die verwaiste Kaiserstadt, hoch auf mächtigem Granitblock. Steinige Schutthalben, Rodaderos, rollen in der Wüstenei, unter denen Graf Orgaz als jüngerer der Anführer kniet. Mächtig beschwingt schneht ein Engel als Mittler zwischen beiden Gruppen. Welch seltsame Jüngling: gerade als ich mich in den Wunderorgang des Malers zu

fastigem Gefände in röstlicher Erde. Voll wichtiger Hoffart überkört der Mägar Karls des Günstigen die erste Landschaft, die heute wie in Licht gebadet erscheint.

Rumpeldümpel holt und poltert der von sechs kurz gekürzten Maultieren bespannte Stelwagen, dicht befehzt, über den kühnen Römervogel der Alcantarabrücke, jagt dann durch die trübige arabische Doppelmauer der Puerta de Bisagra, vorbei am Hüfentogen des Sonnenfiores hinan zum dreieckigen Laubenplatz dem Jododort.

Noch eine Stunde Schlendern durch eigenfinniges Gäßchengewirr. Widerhall der Vergangenheit überall! Seit einst im Maienglanze von 1085 der Eid an der Spitze des Kastilierheeres die Stadt der Emire eroberte, hält hier muslimanischer und christlicher Geist gar selbstsam Zweisprache. Eine Welt stolzer Bauten taucht in den Flammenbann des Abends, bis unter dem Spiele der Glocken die stolzen Türme mählich in flutendes Düstter versinken. Recken und Märtyrer steigen empor: Ein Becher feurigen Deposones in der Fonda del Zine beschwört Heerführer von Geiern eines Jahrtausends. Dann zeitig zum Schlummer, denn vor Morgengrauen des Totensonntags will ich das Weltkind, für kurze Weile in die Wirklichkeit fender Gottesmutter und spanischen Eifergeistes untertauchen.

Zu nächstlicher Stunde geweckt, taste ich durch krumm schleichende Gäßchen. Nachtmahre und Gensperfer scheinen zu erwachen, wenn die Fledermause aus gruseligen Corrillos, Stein-schluchten, längs der flanken halberhöhten Klüften aufklammern. Reizes Gebimmel lenkt meinen Schritt zum Kirchlein von Santo Domingo. Grabesstille im düsteren Raum, den ich als Einziger hinter dem Priester betrete. Dicke Mauern und doppelte Gitter trennen die Kirche vom Nonnenchor, aus dem geheimnisvolle Heiligkeit hervor bricht. Ich kauere hinter einem Pfeiler. Wie ein Reigenzug seliger Geister aus dem Genieits scharen sich weiße Dominikanerinnen in Faltenkitten hinter dünnem Florfächer zur Morgenandacht.

Heute freilich schweigen stehend süßer Gesang und Orgelton: nur das Murmeln von Totenkanalen bringt beklemmend an mein Ohr. Auf den Silberklang des Messerglockens verstummen auch diese. Drei Klosterfrauen sind mit ausgebreiteten Armen flach auf die Fliesen niedergelassen und verharren in minutenlangem Verzugung; die Spanier nennen dies Desado. Willenslosigkeit in Gott, Mistisch wie in zuckender Ruhe glüht spanische Frömmigkeit wunderbar vor dem Zweifler. Wie Odem des 17. Jahrhunderts umflüht mich die unhörbare Musik dieses melancholischen Landes.

In tiefem Ergreifen trete ich hinaus in den dämmernden Tag. Welch Durcheinander von Erkern und Garsengittern! Ausdrucksvoll schwebende Gesichtser von Abelsolares mit maßigen Wappenkartuschen und kunstgeschmiedeten Käfigen; vor ihnen mit eckigen Kugeln gepackten Pfalten tobt ein Schmetterprall verbessener Bürgerlebe. Vergauert bergakklime ich durch tolle Schraubengänge zwischen bröckelnden morgenländischen Säulungen. Sie und da nur gibt eine Gruppe von Zypressen in dieser greisenhaft salben Wästenstadt. An Minarets in Marokko gemahnend, ragt fuchrot der Glockenturm von Santo Tomé in das Türkisblau des kastilischen Himmels.

Fröstlich weigekalkt ist das Innere des schlichten Kirchleins. Nur der Kenner ahnt, daß ihn hier eines der jenseitigsten Meisterwerke von Mistik und Malerei ermarct. Dreißig Jahre haufte Domenico Theotokopoulos aus Kreta, der Tizianföhler, in der damals schon verödeten Dase von Toledo und reifte im Schatten ihrer Kathedrale zum spanischsten unter den Spaniern: El Greco nannte das Volk den Sonderling.

Doch treten wir zur Altartafel: die Leichenfeier des Kirchenstifters Grafen Orgaz. Etwa 20 Edele aus Toledo, dazwischen Weltpriester und Augustinermönche, hat Greco fiesartig angeordnet und dabei die gereifte Würde seiner Denkerfreunde, etwa des unergelichen Coarubias, aber auch den Esfigo, jene unahbare Gelassenheit des Hidalgo, fest gehalten; fast alle tragen Epizbart und weiße Fästelkrawatte, die Gollia zum schwarzen Gernade.

Doch siehe! Wie von göttlicher Sendchaft getrieben, heben im Vordergrund St. Stefan und der alternde Kirchenvater Augustinus, beide in reichgesticktem Purpale, lind und liebesvoll den Toten in seiner goldtauchierten Rittersrüstung vom Lager empor. Ueber allem thront Christus weiß gewandelt im Strahlenglanze der Ewigkeit, umrauscht von bewegter Freude der Geläuterten, unter denen Graf Orgaz als jüngerer der Anführer kniet. Mächtig beschwingt schneht ein Engel als Mittler zwischen beiden Gruppen. Welch seltsame Jüngling: gerade als ich mich in den Wunderorgang des Malers zu

versehen beginne, legen die Geißeln des Kirchleins mit den Totengelien des Miteren nobis Domine ein.

So Kirche und Klöster. Wie aber feiert das Volk den Tag seiner Toten? In langem Zugemallen schwarz gekleidete Frauen in hoch gesteckter Mantilla, Witwen und Töchter, dener die Landesfeste verwehrt, am Begräbnis teil zu nehmen. Schlichter als im kunstfrohen Italien sind Totenfeiern und Urnen, statt sinniger Blumengewinde sieht man lieblosere Glasperlenkranze. Gemütsleises Treuegedenken scheint seltener als in deutscher Heimat; schon an der Pforte des Gottesackers treiben braune Mutilobuben ihr müßtes Spiel.

Ein spanischer Totensonntag endet selbst in diesem Provinzialstädtchen Toledo mit einer Aufzählung des Juan Tenorio durch eine Wandertuppe. Etwa achtzig Jahre ist es her, seit Jofa Jorilla den alten Don Juan-Stoff zu klingenden Versen geschmiedet. Seine leicht kitschigen Romantik hat bis heute alle Schöpfungen spanischer Sprechbühne an Volksbeliebtheit übertrumpft. Der Sevilianer Frauenjäger versinkt hier freilich nicht wie sein Mozartischer Namensvetter im Höllenschlund, trotzdem er Jnes aus dem Calatravakloster entführt und schwere Blutschuld auf sein Haupt geladen, sondern endet in einem schaurigen Friedhofsauftritt durch himmlische Fühlität seiner verkörperten Jnes, was dem spanischen Empfinden ungleich beruhigender erscheint. Selbst in Madrid rechnen es sich die Sterne der ersten Bühnen als Ihre an, Anfang November gemeinsam für die vornehme Welt Jorillas Drama mimen zu dürfen.

Das Geld der Toten

Von Albert Schweizer.

Die Sitte, den Toten Geld in das Grab mitzugeben, hat sich mit einer Zähigkeit sondergleichen bis in die Gegenwart erhalten. In der Antike war bekanntlich Charon, der Sohn des finsternen Erebus, Fährmann der Unterwelt. Seine Tätigkeit bestand darin, die Schatten der Toten über den Stoz zu fahren. Als Belohnung für seine Dienste erhielt Charon einen Obolus, der aus einer kleinen Kupfermünze bestand. Die Leichname durften erst dann gewaschen, gesalbt und mit Blumen geschmückt werden, wenn ihnen die Totenmünze unter die Zunge gelegt worden war. Homer kannte damals noch kein geprägtes Geld, deshalb war ihm die mythologische Figur des Charon, des Totenschiffes des antiken Altertums, unbekannt. Der Obolus bestand bei den Griechen aus ein oder zwei obolen Stücken, bei den Römern aus einem Quinar oder Sesterz. Diese Geldstücke wurden den Toten entweder zwischen die Zähne geklemmt oder direkt unter die Zunge gelegt. Diesen Brauch übte man noch, als schon längst das Christentum eingeführt und die ganze antike Götterwelt verschwunden war. Durch Jahrhunderte lange Pflege dieser Sitte kam der Ritter von Cannewille auf den Gedanken, den Wert der von Orpheus bis auf Kaiser Konstantin Zeiten den Toten mitgegebenen Fährgeelder auf etwa 8 000 000 Frank zu berechnen. Selbstverwundernd dachte er aber nicht daran, seine Berechnung bis auf die Neuzeit auszudehnen, zumal sich nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung weit mehr als das Doppelte der angenommenen Summe ergeben hätte. Daraus geht hervor, wie viele Millionen noch heute in der Erde schlummern.

Auf der Balkan-Halbinsel ließ sich die Sitte noch im vorigen Jahrhundert nachweisen, unter in einigen abgelegenen Gegenden Europas soll sie noch heute lebendig sein.

Uebrigens wurde die Münze nicht immer unter die Zunge gelegt, sondern man gab sie den Toten bisweilen in die Hand oder legte sie in eine Art Wörle, die dann neben dem Körper Platz fand. Eine ganz besonders merkwürdige Art, den Fährgeelder der Toten aufzubewahren, wurde bei der Ausgrabung einer gallorömischen Begräbnisstätte aus der Zeit des römischen Kaiserreichs bei Bernon in Frankreich bekannt. Man fand hier 22 Skelette, von denen jedes eine irdene Vase unter dem rechten Arm trug, und in einem der Vase lag eine Bronzemünze. Auch heute legt man noch zuweilen den Toten eine Münze aufs Auge.

Wie viele andere heidnische Gebräuche, so hat sich auch die Sitte des Totengeldes in leicht veränderter Form beim christlichen Begräbnis erhalten. Eine Münze legt man in den Mund des Toten, damit er die Günst des Himmelspförners Petrus erwidert und dieser ihm das Tor zum Paradies öffne.

So wurde aus dem antiken Obolus eine Peterssteuer, aus Charon Petrus, der Torwart des Himmels, der auch die Seelen nicht ganz umsonst bediente. Vom dritten bis zum fünf-

zehnten Jahrhundert läßt sich nachweisen, daß die Sitte des Peterspennings weit verbreitet war. Man fand wiederholt Münzen mit der Aufschrift „Tributum Petri“. Daß die christliche Kirche gegenüber der Fortdauer des heidnischen Brauchs ein Auge zugebückt hat, steht damit im Einklang, daß sie selbst gelegentlich die dem Sterbenden vom Priester verabreichte Kommunion „Peterspennung“ nannte.

Die Deutung der Totenmünze als Peterspennig spielt im Volksglauben eine wichtige Rolle. Allerdings finden wir die uns durch die Antike vertraut gewordene Anschauung vortreten, nach der diese Münze für den Fährmann bestimmt war, obgleich auch die germanische Mythologie einen Totenfluß nicht kennt. Dieser Totenfluß entsprang dem im Reiche Hells der Todesgöttin, liegenden Brunnen Soergelnir, und war die über ihn führende Seelensbrücke überqueren wollte, mußte einen Roll entrichten. In christlicher Zeit wurde eben dieses Brücken- oder Zolkgeld in einen Peterspennig umgewandelt.

Bei den Burgunden beobachtete Sammerion noch vor fünf Jahren diese Totensitte und schreibt darüber in seinen Reisebildungen: „Sie haben Choron vergessen und können nicht sagen, warum sie die Münze in die tote Hand legen, aber sie werden diese feierliche Handlung nicht unterlassen. Klar ist ihnen schon der Brauch, warum sie Blumen in den Sarg eines Kindes legen. Sie geben als Grund dafür an, daß ein Kind doch etwas haben müsse, womit es spiele. So maltet auch hier noch der alte klassische Gedanke, daß irgend eine Art von Leben auch im Grabesdunkel sich fortsetzt.“ Bei der Spendung der Totenmünze war es ganz offen ausgesprochen, daß man dem Toten etwas mitgeben muß, um seine Bedürfnisse zu befriedigen und Ruhe vor ihm zu haben. So trat man ihm im Satz ein Geldstück unter die Zunge mit den Worten: „Ich gebe dir einen Peterspennig, laß mich meinen Nachbarn.“ und in Norddeutschland: „Ich gebe dir die nige, blif mich von den minigen.“

Totenfest inairo

Von Hans Bethge.

Am Vorabend des Totenfestes, der Mond war fast voll, gingen wir hinaus zu den Friedhöfen, wo die Leute auf den Gräbern die Nacht zum Fest verbringen und klagen. Die Wobammesdamer lassen die Reste ihrer Toten in der Erde, sie graben die Friedhöfe niemals um, während bei uns die gleiche Erde, in der schon frühere Generationen vermodert sind, für neue Gschlächter bereit ist. Die Grabstadt zu Füßen der Zitadelle dehnt sich allmählich ins Grenzlose. Die Wohlhabenden bauen um ihre Familiengrüfte Häuser, in denen sie an hohen Festtagen weilen und der Toten gedenken. In dieser Nacht sitzen die schwarzen Frauen, vielach unverkleidet auf den Gräbern, damit sie von dem verstorbenen Gatten gut gesehen werden können; es ist das einzige Mal, daß ihnen das Ablegen des Schleiers außerhalb des Hauses von der Religion gestattet wird. Die Gräber, die ja nur Mauernwerk sind, das niemals mit Blumen geschmückt wird, zeigen je einen Pfeiler am Kopf- und Fußende. Auf diesen Pfeilern lassen sich nachts die beiden Kreuze engeln nieder, Munkar und Nahir; sie fragen dem Toten das Glaubensbekenntnis ab, das jeder Gläubige nach Mohammeds Gebot mindestens fünfmal am Tage in der Richtung nach Mekka sprechen muß, es besteht also keine Gefahr, daß der Tote es nicht kennt. Sollte er es aber dennoch nicht aufzusagen wissen, so kommt Jblis, der oberste der Teufel, und wie es dem armen Toten dann ergeht, kann man sich denken, denn Jblis ist nicht um ein Atom erbarmungsvoller als Satanas oder Luzifer.

Klagelieder ertönen, manche wild und jammervoll; ich habe nur Männer klagen hören; schauerlich klang es mitunter aus den Häusern heraus. Aber in dieser Nacht wird nicht nur geklagt, es wird auch Kaffee bereitet, kleine Kuchen und Pasteten werden gegeben, Zuckerwerk, Feines. Vor den Grabhäusern der Reichen hängen die Armen in Scharen, sie werden in dieser Nacht gespeist und tun dafür ein Gebet für die Toten.

Wir kamen zu den Kalfjengräbern. Sie lagen dämmernd im Mondlicht, manche ruinenhaft verfallen, manche stolz mit ihren Minarets in das silberblaue Dunkel ragend, vorstiegen weich, lauterster Orient; ich grüßte die Grabmole des Sultans Barkuch, eines der innigsten und harmonievollsten Baumerke des Islam in Aegypten.

Auf dem Heimweg gingen wir durch entlegene Straßen; mitunter blieben wir stehen, um